

Ausgemustert!

Viel her gibt die Nachrichtenlage ja zurzeit nicht. Gelangweilt verfolge ich Herrn Kachelmanns mutmaßliches Lotterleben, während es mal wieder Nahostgespräche gibt, deren Ausgang ungefähr genauso gut vorhersehbar ist wie die Schneelage zu Weihnachten. Als ich also neulich mal wieder gedankenverloren auf irgendeinem Internet-Nachrichtenportal zwischen dem neuesten Intimpiercing von Britney Spears und den lackierten Zehennägeln von Cristiano Ronaldo hin- und hersurfte, schlug eine Artikelüberschrift in meine Netzhaut ein wie eine Bombe:

„Verteidigungsminister will Musterung abschaffen“

Donnerwetter. Ich musste zweimal lesen:

„Verteidigungsminister will Musterung abschaffen“

Potzblitz.

Das geht ja mal gar nicht. Gar nicht!

Mir geht es dabei überhaupt nicht um die Wehrfähigkeit. Wenn sie die Wehrpflicht abschaffen und in diesem Zuge logischerweise auch die Musterung, ist mir das eigentlich wurscht. Wie die Politiker die Wehrhaftigkeit unserer Nation sicherstellen ist mir egal, mir ist nur wichtig: Wenn der Russe kommt, muss jemand zurückschießen können. Und da der Russe dieser Tage nicht mehr in der Morgendämmerung in einem T-34 auf Schleichfahrt mit abgedunkelten Scheinwerfern sich vorsichtig an dieses Land heran pirscht, sondern zur Mittagszeit in einem schwarzen Mercedes S 500 mit zweihundertvierzig Sachen und Lichthupe rücksichtslos über die deutsche Autobahn donnert, hat sich diese Anforderung bereits im Ansatz von selbst erledigt. Wenn Onkel Kim die Bombe schmeißt, befindet sich dieser Planet ohnehin schneller wieder im Känozoikum, als Herr zu Guttenberg das Wort „Mobilmachung“ aussprechen kann.

Die Musterung ist viel mehr als die Erfassung der Wehrtauglichkeit junger Männer. Die Musterung ist eine kleine Schule des Lebens und spielt deswegen eine unglaublich wichtige Rolle im Leben eines jungen Erwachsenen. Während der wenigen Stunden meiner Musterung habe ich mehr über das Wesen der Menschen gelernt als in meinen dreizehn Schuljahren. Aber eins nach dem anderen – hier mein Plädoyer für die Musterung, für mich eine der großartigsten Metaphern des Lebens.

Es begann an meinem achtzehnten Geburtstag. An diesem Tag hatte mir der Staat (oder eines seiner zahlreichen Organe, die die Rolle williger Erfüllungsgehilfen einnehmen) eine Postkarte geschickt. Postkarten hab ich viele bekommen an diesem Tag, aber in dieser Postkarte standen keine Glückwünsche drin, sondern die Nachricht, dass ich „erfasst“ wurde (tut das weh?) und jetzt zur „Wehersatzreserve“ gehöre. Ich machte mir nicht allzu viele Gedanken darüber, „Wehersatzreserve“ hört sich ja nicht so kritisch an. Wenn's zum Krieg kommt, dann nehmen sie sicher erst mal die, die „Krieg“ studiert oder zumindest einen IHK-Abschluss darin haben. Wenn die alle tot sind, kommen die Ersatzspieler aufs Feld und erst dann, wenn die auch dahingerafft wurden, kommt die Reserve für den Ersatz zum Zug, also ich. In diesem Fall würde sich Deutschland sicher schon in einem so desolaten Zustand befinden, dass ich, wenn mir nicht eine Patrone M 43 das Licht

auspusten würde, früher oder später an Wassermangel, atomarer Verstrahlung oder Milzbrand sterben würde.

Mit dem Gefühl, im Prinzip nichts verlieren zu können, legte ich die Karte zu meinen Akten; denn alles, was vom Staat kommt, legt man besser mal zu den Akten - wer weiß, ob es für die Rente nicht wichtig sein könnte. Viel mehr Gedanken machte ich mir darüber, woher irgendwelche Leute eigentlich wissen, wie ich heiße, wo ich wohne, dass ich achtzehn geworden bin und demnächst die Entscheidung „Bund oder Zivi“ bei mir anstehen würde. Die Zeiten des Direct-Mail-Managements und Data-Minings waren noch weit entfernt und es erschien mir nahezu miraculös, wie mir völlig fremde Institutionen so etwas wissen können und wo der Verräter sitzen könnte. Heute zerbreche ich mir über so etwas nicht mehr den Kopf, schließlich leben wir in Zeiten, in denen dank Google mein Anlageberater weiß, wann und wo und wie oft ich mich in den letzten sechs Monaten am Sack gekratzt hab und er mir deswegen eine ganz neue, auf meine individuelle Lebenssituation persönlich zugeschnittene Aktienfondsoption anbieten kann.

Einige Zeit später kam ein längerer Brief, in dem stand, ich solle jetzt zur Musterung antreten. Drin stand auch, dass man eine Bade- oder Sporthose mitbringen soll, pünktlich sein muss und gute Laune mitzubringen hat. Okay, letzteres stand nicht drin, das hab mich mir selbst dazu gedacht, es klang halt so wie die Pfadfindereinladung zu einem sonntagnachmittäglichen Sportfest. Das mit der guten Laune relativierte sich weiter unten im Text, als ich lesen musste, dass irgendwelche Ausreden nicht ziehen würden, da einen sonst die Militärbullen abholen. Positiv muss jedoch vermerkt werden, dass dadurch auch ein Schultag ausfiel, ein Umstand, der bis heute in meiner persönlichen Bilanz mit unserem Gemeinwesen ganz oben auf der „Haben“-Seite steht.

Es war ein wunderschöner Sommertag gegen kurz vor neun, als ich mit meinem alten Corolla auf den gut gefüllten Parkplatz des Kreiswehrrersatzamtes rumpelte, das es heute an dieser Stelle schon lange nicht mehr gibt, da es auch irgendwann mal weggespart werden musste. Im Gebäude selbst verlor sich der Charme des ausgefallenen Schultags dahingehend, dass dort alle meine Schulkumpels versammelt waren, die an diesem Tag ebenfalls zur Musterung antreten mussten. War also mehr eine Art Jahrgangsstufenausflug zur Bundeswehr, ähnlich der Exkursionen, die wir ans Wattenmeer zum Schlambuddeln oder ins Allgäu zum Steineklopfen machten. Die Abwesenheit eines Lehrkörpers sorgte allerdings für eine sehr entspannte Grundstimmung der Truppe.

Nach der Erledigung von diversem Papierkram bekam ich einen Laufzettel in die Hand gedrückt und einen Partner zugewiesen. Musterung funktionierte damals wie paarweises Zirkeltraining. Zusammen mit einem Partner wurde man durch verschiedene Stationen geschleust, die in dem Kasernengebäude in unterschiedlichen Zimmern waren, wo die einzelnen Untersuchungen stattfanden. Mein Partner war Boris, den ich bereits seit der fünften Klasse kannte. Man schickte uns in eine Art Sammelumkleide, wo wir uns nackig machen mussten bis auf die mitgebrachte Bade- bzw. Sporthose.

Hier lernte ich meine erste wichtige Lektion für das Leben: Manchmal muss man sich einfach aufgrund der äußeren Umstände nackig machen, ob man das will oder nicht.

Die Umkleide war gut gefüllt mit mehr oder weniger bekleideten jungen Herren meiner Jahrgangsstufe dreizehn. Aufgrund des Wetters und des Schulausfalls war die Stimmung prächtig, die

Situation bestimmte die Diskussionsthemen. Uns allen war klar, dass wir Zivildienst machen werden würden. Wir schrieben die frühen Neunziger, die Bedrohung aus dem Osten war Geschichte, die Amis führten Krieg ums Öl aus wirtschaftspolitischen Interessen, den Feind gab's nicht mehr und wenn, dann lauerte er vielleicht in Form von Konservierungsstoffen in Ananasdosen. Wozu sich noch als Soldat ausbilden lassen, wenn es so viele hilfsbedürftige Menschen gab, das Sozialwesen bereits chronisch unterfinanziert war und es uns in dieser Situation viel heldenhafter und edelmütiger erschien, das Leben von kranken und alten Menschen zu verlängern, anstatt zu lernen, es anderen jungen Menschen zu nehmen? Aus intrinsischem Antrieb wollte keiner von uns zum Bund, bis auf zwei oder drei vielleicht, aber das waren die, die sowieso immer komisch waren.

Unter uns gab es noch eine Subgruppe, die sich ziemlich sicher war, weder Wehrdienst leisten, noch Zivildienst machen zu müssen. Das waren die, die besonders viele Zettel in den Händen hielten. Es gab nämlich noch einen dritten Weg: Man entzog sich der Entscheidung „Krieg oder Frieden“ mittels einer enorm hohen Anzahl ärztlicher Atteste und spekulierte auf „T-Null“, also Tauglichkeitsstufe Null“, sprich: untauglich. Dann war man fein raus. Es war erstaunlich, wie viele äußerlich gesunde, kräftige junge Männer stapelweise Zettel in den Händen hielten. Boris war auch einer von ihnen und er zeigte sie mir die Dokumente wie Tapferkeitsauszeichnungen: „Hier, das ist von meiner Knie-Operation... ich denke, das alleine sollte schon reichen... dann hab ich nochmal Kreuzband, das hier ist Rücken... hier noch die Schulter von meinem Fahrradunfall, das ist zwar schon lange her, aber ich hab's mal mitgebracht, schließlich spielt ja auch das psychologische Überzeugungsmoment eine Rolle.“

Aufgrund des damaligen Landesschulgesetzes war es möglich, in der gymnasialen Oberstufe relativ frei seine Leistungskurse zu wählen, denen dann im Abiturzeugnis mehr Gewicht als anderen Kursen eingeräumt wurde. So gab es an unserem Gymnasium regelmäßig einen Leistungskurs Sport. Unwissenden mag es lächerlich vorkommen, sich sein Abi ersporteln zu können. In Wirklichkeit war der „LK Sport“ aber kein einfacher Kurs, da man nicht nur von Boule bis Baseball alle Sportarten beherrschen können musste, sondern auch die Bereitschaft aufzubringen hatte, sich durch Biochemie und Anatomie zu quälen, Eskimorollen im dreizehn Grad kalten Wasser des Augsburger Eiskanals zu üben und von einem bewegungsbesseren Lehrer Steilhänge hinab jagen zu lassen auf denen der Schnee hüfhtief stand, nachdem man sie ab sechs Uhr morgens mit der kompletten Skiausrüstung auf den Schultern erklommen hatte.

In meinem Jahrgang war Boris einer von zwölf männlichen Schülern des Leistungskurses Sport. Man sollte meinen, dass diese jungen Burschen, kräftiger und trainierter als alle anderen, ein duzend wunderbarer Paradesoldaten abgeben sollte – die Körper gestählt und muskulös vom täglichen Training in Schule und Verein, die Haut braungebrannt vom Licht der Sonne, zähe, ausdauernde Männer, quasi die Prototypen humanoider Kampfmaschinen für das einundzwanzigste Jahrhundert, die Perlen in unserem verweichlichten achtzigerjahre-null-bock-no-future-Pazifistenhaufen, der feuchte Traum eines jeden Brigadegenerals. Um das Ergebnis vorwegzunehmen: elf von zwölf verließen an jenem Tage mit „T-Null“ das Kreiswehersatzamt. Elf Männer, die auf dem Papier über die physische Konstitution einer abgetakelten Fregatte verfügten: Kaputte Knie, malade Rücken, Haltungsschäden, Plattfüße, Allergiker. Ausgerechnet derjenige unter den Zwölfen, der der schnellste auf einhundert Meter war, wurde wegen Asthma ausgemustert.

„Wie schaffst du es dann, dass du auf der Sprintstrecke alle anderen abhängst?“, fragte ich ihn ungläubig. Er antwortete: „Bevor der Wettkampf losgeht, lege ich immer mein Asthmaspray auf die Ziellinie.“

Sehr erregt diskutiert wurde ein besonderes Detail der bevorstehenden Musterung, von dem keiner so genau wusste, wie es ablaufen würde: Die Untersuchung der Genitalien. Jeder hatte davon gehört, aber noch keiner hatte es erlebt. Die Meinungen reichten von „Die machen da gar nix, die schauen das nicht mal an“ über „Die ziehen dir einmal die Hose runter – fertig“ bis zu „Die quetschen da ne halbe Minute an deinen Eiern rum“. Es gab Horrorstories von sechzigjährigen Krankenschwestern mit eiskalten Fingern und wegen Homophilie strafversetzten Majoren, deren Neigung man so zu vertuschen versuchte.

In einer Ecke der Umkleide kauerte ziemlich einsam und verlassen mein Kumpel Daniel, der mit mir zusammen Geschichte, Gemeinschaftskunde und Religion belegte. Er gab ein jämmerliches Bild ab. Das Gesicht aschfahl, die Augen saßen tief in den Höhlen umrandet von großen dunklen Ringen. Er zitterte am ganzen Körper und beteiligte sich nicht an unseren ausgelassenen Diskussionen. Auf die Frage, was denn los sei, antwortete er: „Ich hab seit gestern Nachmittag nichts mehr gegessen, die Nacht durchgemacht, zwei Schachteln Zigaretten geraucht und jede Stunde einen Becher Kaffee getrunken. Wenn ich denen sage, dass dies meine gewöhnliche körperliche Verfassung ist, mustern sie mich bestimmt aus.“ Jemand klopfte ihm auf die Schulter und meinte: „Du kannst ihnen auch sagen, du wärst Bettnässer. Wenn sie dir nicht glauben, strullerst du jede Nacht in der Kaserne zweimal in deine Matratze, spätestens nach vierzehn Tagen bist du raus. Vielleicht auch früher, wenn du das obere Bett hast.“

In dieser Umkleide des Kreiswehrrersatzamtes lernte ich vier weitere wichtige Lektionen für mein Leben:

- Es gibt immer einen dritten Weg.
- Gewinnen ist mitunter nur eine Frage des richtig gewählten Motivationsmittels.
- Man kann es auch mit Mogeln weit bringen.
- Als junger Mensch erscheinen einem manche Ideen als genial, die sich, mit ein bisschen mehr zeitlichem Abstand betrachtet, als größten Mist herausstellen.

Irgendwann erhob sich der Tross halbnackter Männer und schob sich auf den Kasernenflur hinaus, wo wir in einer langen Reihe paarweise an der Wand Aufstellung nehmen mussten. Alle hatten Sporthosen an bis auf einen, der tatsächlich in der Badehose an der Wand lehnte, was dem ganzen eine skurrile Note verlieh. Wir hatten die Order, auf die Ärzte zu warten, die uns dann auf die unterschiedlichen Untersuchungszimmer verteilen sollten. Während wir gelangweilt mit unseren Zetteln in der Hand rumstanden und eine bestimmte Person mit Fragen aufzogen wie „Hast du schon die Saunalandschaft gefunden?“, öffnete sich am oberen Ende des Flures eine Tür, aus der eine junge Krankenschwester heraustrat und den Gang hinunterlief. Sie war kaum älter als wir, hatte lange blonde Haare, deren wellige Strähnen auf ihre schmalen Schultern fielen. Sie trug einen kurzen schneeweißen Schwesternkittel, aus dessen Tasche ein Stethoskop hing und darunter eine, aufgrund der an diesem Morgen doch schon recht warmen Temperaturen, kurze Hose oder einen kurzen Rock.

Dieses Bekleidungsstück war jedoch nicht zu erkennen, da es von ihrem Oberteil völlig verdeckt wurde. Theoretisch hätte sie auch gar nichts drunter anhaben können. Am unteren Ende ihres Kittels traten zwei ewig lange schlanke Beine zutage, deren Füße in weißen Pumps mit kleinen Absätzen steckten, die bei jedem Schritt ein deutliches „Klack“ auf dem graugekachelten Fußboden hinterließen.

Sämtliche Gespräche ebten sofort ab und es verbreitete sich eine gespenstische Stille, die nur durch ein rhythmisches „Klack – Klack – Klack – Klack“ unterbrochen wurde.

Ein Kasernenflur, ungefähr achtzig Meter lang, zwei Meter breit. Links eine schier endlose Reihe an Türen. Rechts fünfzig achtzehnjährige halbnackte Männer. Und in der Mitte ein einsames blondes Mädchen im knappen Schwesternkostüm, das – warum auch immer – einmal von ganz oben nach ganz unten laufen musste.

Mit versteinerner Miene blickte sie geradeaus, während sie den Spießrutenlauf durch unsere Blicke antrat, die sie förmlich auszogen und zum Gegenstand wildester spätpubertärer testosteronverseuchter Phantasien machten. Kein Mensch sagte ein Wort. Nach Berichten von todeskalten Großmutterhänden und schwulen Majoren waren wir auf alles gefasst, nur auf das nicht. Wir starrten sie einfach nur atemlos an, während ihre Körpersprache deutlich einen gewissen Diskomfort mit der Gesamtsituation kommunizierte. Kurz bevor sie am Ende des Flures abbog, fand jemand, ich weiß nicht mehr wer, als erstes die Sprache wieder und krächzte mit heiserer Stimme, die auf einen sehr trockenen Hals rückschließen ließ: „Ich glaube, das mit der Genitaluntersuchung wird überbewertet.“

Folgende Lektion fürs Leben lernte ich auf diesem Flur: Manchmal ist das, was einem furchtbar grausam erscheint, beim näheren Hinsehen doch gar nicht so übel.

Kurz darauf ging es los, wir wurden paarweise auf verschiedene Räume verteilt, mussten Töne hören und uns dabei ein Ohr zu halten, Zahlen aus der Ferne und Farbkleckse aus der Nähe erkennen, Kniebeugen machen und auf einem Bein hüpfen, wir wurden von Kopf bis Fuß vermessen (was bei mir die Blonde von Flur machte und mir den Neid vieler Klassenkameraden einbrachte), uns wurde Blutdruck gemessen, Blut abgenommen und noch vieles mehr, das meiste bekomme ich gar nicht mehr zusammen. Die Ärzte und Pfleger waren mal weiblich, mal männlich, mal jung, mal alt. Ganz normale Menschen eben.

Genau erinnern kann ich mich noch an die Station „Urinprobe“ auf der Herrentoilette. Boris und ich bekamen je einen Kunststoffbecher mit unserem Nachnamen drauf, wurden gebeten, diesen zirka halbhoch zu füllen („Zu Befehl!“) und dann im Klo auf die Ablage über dem Waschbecken zu den anderen Bechern zu stellen. Als wir die Örtlichkeit betraten, blieb Boris vor dem Waschbecken stehen und betrachtete die angesammelten Becher nebst deren Inhalt, dessen Farbe von farblos-durchsichtig bis dunkelorange-leuchtend changierte.

„Was ist los?“, fragte ich.

„Hm – was glaubst du, wer von denen könnte denn was haben?“

„Wie meinst du?“

Er griff sich einen Becher heraus.

„Hier – ‚Wolter‘. Der riecht ganz merkwürdig.“

Mit einer knappen Handbewegung kippte er einen Schuss Urin in seinen Becher und stellte Herrn Wolters Behältnis wieder zurück auf die Ablage.

„Dann... ‚Müller‘... ein bisschen ‚Schmitz‘ und... hm... ‚Kastner‘.

Gleich eines geübten Barkeepers mixte sich Boris mit flinken eleganten Handbewegungen seinen eigenen Urincocktail zusammen, schüttelte kurz den Becher und hob ihn prüfend ins Gegenlicht wie ein Chemiker, der den Inhalt eines Erlenmeyerkolbens analysiert.

„Perfekt“, murmelte er zufrieden und stellte das Gefäß ab. Mit den Worten „Vielleicht hab ich ja Glück“ verließ er seufzend die Toilette.

Seit dieser Situation weiß ich, was das Sprichwort „Die Hoffnung stirbt zuletzt“ wirklich bedeutet.

Nach der Urintheke stand noch eine letzte Sache bei mir an, nämlich die Untersuchung der inneren Organe. Ich legte mich auf eine grüne Liege und eine Ärztin, ungefähr um die fünfzig Jahre alt, tastete mich ab. Leber, Niere, Milz und so weiter. Soweit alles kein Problem, wie eine normale Untersuchung beim Hausarzt eben. Auf einmal kam für mich völlig unvorbereitet der große Moment. Sie griff mit ihren latexbehandelten Fingern an den Gummibund meiner Hose, hob ihn leicht an und zog ihn herunter. Dann fasste sie mit einer Hand von unten an meine Hoden und drückte diese zweimal leicht. Danach zog sie die Hose wieder hoch, rollte auf ihren Hocker nach hinten während sie ihre Handschuhe abstreifte und diktierte dem anwesenden Krankenpfleger ein „Alles in Ordnung“ ins Protokoll.

Ich erhob mich aufgrund der Überrumpelung noch etwas verwirrt von der Liege und holte mir meinen Laufzettel ab. Mein Gott, hatte die Frau kalte Finger!

Ich zog mich wieder an musste dann zum Abschluss der Musterung in einen Raum, der ganz am Ende des Gebäudes auf der anderen Seite des Flurs lag. Hier sollte mir das Ergebnis der vormittäglichen Anstrengungen mitgeteilt werden. Das Zimmer wurde dominiert von einer schwarz-rot-goldenen Fahne, welche an der Stirnseite hing und ungefähr die Größe eines Kleinsportfelds hatte. Vor der Fahne stand ein wuchtiger dunkelbrauner Behördenschreibtisch, hinter dem drei Männer in Uniform saßen und sich im Akkord gegenseitig Dokumente zuschoben und abzeichneten. In der Mitte des Raumes stand ein kleiner alter wackeliger Kunststoffstuhl, auf dem ich Platz nehmen musste, ungefähr drei Meter von dem Schreibtisch entfernt. Die Szenerie hatte etwas von einem kafkaesken Tribunal. Von den drei Männern redete nur der mittlere und das in einem militärisch abgehackten, maschinengewehrartigen Ton. Er beschwallte mich mit irgendwelchem Rechts- und Militärkram, dass ich „T-Zwei mit Zwei“ wäre (Tauglichkeitsstufe zwei mit zwei Einschränkungen) und man mich ab sofort einziehen könne, ich aber die Möglichkeit hätte, den Wehrdienst an der Waffe zu verweigern.

„Klar – ich mach Zivi“, entfuhr es mir an dieser Stelle.

Das zu sagen war wirklich keine gute Idee. Der Mittlere bekam auf einmal einen hochroten Kopf, rang nach Luft und begann dann zu brüllen: „Klar? Klar?? Nichts ist da klar! Der Wehersatzdienst stellt

laut Gesetz immer noch die Ausnahme vom Dienst an der Waffe dar und ist und bleibt ein Sonderfall!
Merken Sie sich das gefälligst! Und jetzt raus hier!“

Das ließ ich mir nicht zweimal sagen, stand auf, holte meine Papiere ab und verließ das Zimmer.

„Was war denn da grade los?“, fragte mich der Nächste, der vor der Tür wartete und als nach mir dran war.

„Och, einfach Schnauze halten, die Militärmacker sind heut nicht gut drauf“, antwortete ich.

Dies war die letzte Lektion für mein Leben, die ich bei meiner Musterung lernte: Im Umgang mit der Obrigkeit besser keine Scherze machen.

Vor der Kaserne traf ich Boris und Daniel, die gerade dabei waren, im Schein der warmen Sommersonne Daniels letzte nächtliche Zigarettenreserven wegzurauchen.

„Und, was bist du?“, fragte mich Boris.

„T-Zwei mit Zwei“, antwortete ich.

„Was sind die Einschränkungen?“

„U-Boot und Schiff.“

„Hast du denen gesagt, du könntest nicht schwimmen?“

„Nö, danach haben sie gar nicht gefragt. Wie ist es bei dir gelaufen?“

„T-Null wegen Knie, war eigentlich klar, das hat mir mein Orthopäde schon gesagt. Aber sie haben mir geraten, mein Urin näher untersuchen zu lassen, sie hätten Farbreste drin gefunden.“

Ich wandte mich Daniel zu. „Wie lief's bei dir?“

Boris lachte kurz laut auf. Daniel, immer noch zitternd und kreidebleich, zog nervös an seiner Zigarette.

„Wie's bei mir lief? Wie es bei mir lief, fragst du? Ja Mann, scheiße ist es gelaufen!“ rief er laut aus und ruderte mit den Armen.

„Doch tauglich?“, fragte ich nach.

„Schlimmer“, meinte Boris

„Da!“ Daniel hielt mir einen Zettel unter die Nase. „Überweisung für den Hausarzt. Ich soll meine Herzrhythmusstörungen überprüfen lassen. Und danach muss ich in zwei Wochen die ganze Musterungsscheiße noch mal machen!“